

Nr. 127. Bromberg, den 19. Juni 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

V.

Jan Fock hatte den Rest des Abends, der für ihn so unglücklich im Hermes-Haus begonnen hatte, in der Bar des Hotels verbracht und war dort mit einem Amerikaner bekannt geworden, der diese erste Nacht in dem beglückend feuchten Deutschland mit ganzen Reihen buntschillernder Liköre feierte. Das Ergebnis war, daß Anthony Tracy, der trinkfreudige Yankee, gegen ein Uhr nachts vollkommen um Sinn und Verstand gekommen war. Er hing an Jans Halse und beteuerte ihm, niemals so herrliche Stunden verbracht und so angenehme Gesellschaft gefunden zu haben wie an diesem Abend.

Jan war durchaus nüchtern, obwohl ihn Mister Tracy aus Detroit eifrig zum Trinken angehalten und jede Weigerung als Beleidigung aufgefaßt hatte. An solche Gelage war er indessen seit der Zeit auf der „Mary Gaine“ gewöhnt. Ihn focht nichts an, und außerdem erfreute er sich einer so widerstandsfähigen Gesundheit, daß er vor etlichen Dutzend Likören nicht die Waffen zu strecken brauchte. Tracys Freundschaftsbeteuerungen waren ihm mehr als unangenehm, denn selten hatte Jan in dem wechselvollen Auf und Ab seiner Laufbahn ein unerquicklicheres Gesicht gesehen als das seines Trinkpartners, und seine Abneigung stieg noch, als er sah, daß dieser Mensch seine Zechschulden aus einer Brieftasche bezahlen konnte, die ein ganzes Paket funkelnagelneuer Hundertdollarscheine enthielt.

Es würde nichts schaden, dachte Jan Fock bei sich, diesen widerlichen Kerl um ein paar Scheine zu erleichtern. Aber dazu fand sich einstweilen keine Gelegenheit. Mit Hilfe eines Kellners brachte Jan den Betrunkenen unauffällig in dessen Zimmer. Sie kleideten ihn gemeinsam aus und betteten ihn zur Ruhe. Der Kellner schloß das Zimmer von außen ab, der andere Schlüssel blieb auf Tracys Nachttisch liegen. Die Brieftasche mit den Hundertdollarnoten war von keinem angerührt worden.

Jan stieg die Treppe zu seinem bescheidenen Zimmer im dritten Stock hinauf. Ein paar vornehm gekleidete Gäste gingen lachend und fröhlich an ihm vorbei. Sicherlich besaßen sie unerschöpfliche Mengen Geldes. Jan hatte keinen Anlaß, heiter und fröhlich zu sein, denn er verfügte noch genau über sieben Mark, die in einem Hotel wie diesem nichts bedeuteten. Lächerlich und albern wurde dieser ungemütliche Zustand dadurch, daß er sich bei dieser Armut im Besitz eines Schmuckstückes befand, das sicherlich Tausende wert war. Jan versuchte, sich über die Hemmungen hinwegzusetzen, die ihn davon abhielten, den Saphir zu verkaufen. Aber es gelang nicht. Es war ganz unmöglich, das Gesicht jener Frau in San Remo zu vergessen.

Als er seinen winzigen Salon betrat, war alle Müdigkeit verflogen. Er stützte das Kinn in die Hände, starrte nieder auf das bunte Muster des Teppichs und machte sich klar, daß es aus seiner bedenklichen Lage eigentlich nur zwei Auswege gab: Er konnte entweder trotz aller empfindsamen Bedenken doch den Saphir verkaufen oder heute nacht aus Anthony Tracys Schlafzimmer etliche Hundertdollarscheine entwenden. Ohne zu zaudern, entschied er sich für die Hundertdollarscheine.

Allerdings war dieser Entschluß mit bedeutenden Besorgnissen verknüpft: ihm war gänzlich unbekannt, wie in diesem Hotel der Überwachungsdienst gehandhabt wurde, außerdem hatte er keine besondere Fertigkeit im Öffnen verschlossener Türen, und es war leicht möglich, daß man ihn bei seinem Unternehmen überraschte. Bisher hatte er nur einmal einen ähnlichen Versuch unternommen, und der war, dank besonderen Umständen, so leicht gelungen, daß ihm der Geschmack an diesem abwegigen Gewerbe gekommen war. Hier in Berlin lag der Fall schwieriger als damals in Miami, wo er bei hellichtem Tage in das Zimmer eines Hotelgastes hineingegangen, etliche Schmuckstücke vom Tisch genommen und wieder hinausspaziert war, als handle es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt.

Als die Zigarette aufgeraucht war, blieb Jan noch eine Weile bewegungslos sitzen. Die leuchtenden Ziffern seiner Armbanduhr zeigten die zweite Nachtstunde. Draußen auf dem Flur waren die Geräusche noch immer nicht ganz verstummt. Also mußte er noch warten. Vorsichtshalber löschte er das Licht und ging in sein Schlafzimmer hinüber, wo er sich nach den Anstrengungen des Tages eine Stunde Ruhe gönnte. Es kostete ihn jetzt große Mühe, gegen den Schlaf anzukämpfen, der ihm mit Gewalt die Augen zudrücken wollte. Um sich abzulenken, rauchte er eine Zigarette nach der andern. Die Stunde verging. Es war drei Uhr. Jan erhob sich, tastete sich im Finstern zu seinem Handkoffer und entnahm ihm ein Bund Nachschlüssel. Dann verließ er leise sein Zimmer.

Der Flur lag dunkel und still. Im Treppenhaus brannte eine Ampel und verbreitete ein spärliches, grün gedämpftes Licht. Über den Türen der beiden Fahrstühle schimmerten zwei rote Lämpchen. Jan ging bis zur Haupttreppe, stieg ohne die geringste Vorsicht hinunter in den zweiten Stock und gelangte bis vor Tracys Tür. Dort blieb er stehen und lauschte. Er hörte nichts als das Rauschen seines Blutes. Im Zimmer Tracys und auch auf dem Flur blieb alles still. Jan nahm den Schlüsselbund zur Hand, beleuchtete mit einer Taschenlampe sekundenlang das Schlüsselloch und suchte dann aus seinen Werkzeugen das passendste aus.

Das Glück schien sich ihm endlich wieder zukehren zu wollen, denn schon der erste Schlüssel paßte. Zwar ging das Öffnen des Schlosses nicht ohne ein störendes Geräusch ab, aber von diesem leisen metallischen Schaben würde Tracy der einige dreißig oder vierzig Liköre im Leibe hatte, gewiß nicht wach werden.

Er wurde auch wirklich nicht wach. Und genau so wie in Miami war auch dieser Einbruch in ein fremdes Hotelzimmer ein gefahrloser einfacher Spaziergang. Jan gelangte bis an das Bett, in dem Tracy rasselnd schnarchte, fand ohne Schwierigkeiten den Smoking und die Brieftasche. Er mußte eine Sekunde lang gegen die Versuchung ankämpfen, die Brieftasche mit allem, was sich darin befand, an sich zu nehmen. Er tat es nicht. Dreihundert Dollar waren vollkommen ausreichend, und diesen Betrag steckte er zu sich. Dann verließ er das Zimmer ebenso unbehelligt, wie er es betreten hatte, verschloß die Tür und ging wieder in das dritte Stockwerk hinauf.

In dieser Nacht schlief Jan Fock wie einer, dessen Gemütsruhe nicht durch die mindesten Sorgen getrübt ist.

Er war am andern Morgen dennoch schon sehr früh auf den Beinen, denn er wollte das Hotel so bald wie möglich verlassen, um einer wahrscheinlichen Begegnung mit

Anthony Tracy aus dem Wege zu gehen. Es wäre ihm sicherlich nicht leicht geworden, dem Bestohlenen in die Augen zu sehen, obwohl anzunehmen war, daß Tracy den Verlust der dreihundert Dollar gar nicht bemerkt hatte.

Noch vor dem Frühstück begab sich Jan in ein Reisebureau, löste eine Karte zweiter Klasse nach Genua und bezahlte sie mit einem der gestohlenen Scheine. Man gab ihm eine Menge guten deutschen Geldes heraus.

Die entgangenen Platingefäße waren vergessen. Das Leben war eine muntere und angenehme Sache, wenn man genug Geld in der Tasche hatte, um zu der schönsten Frau der Welt fahren zu können. Jan pfiff das Tipperary-Lied vor sich hin, als er zum Hotel zurückmarschierte.

Im Frühstückssaal war von Anthony Tracy keine Spur zu entdecken. Jan ließ sich an einem abseits gelegenen Tisch nieder und bestellte sich Eier und Schinken. Zum Abschluß leistete er sich ein Gläschen Sherry. Dann forderte er mit der Miene eines Mannes, der über unbeschränkte Reichtümer verfügt, die Rechnung. Sie machte etwas über achtzig Mark aus. Achtzig Mark für drei Tage! Ein Schandgeld! In den Matrosenquartieren von Hamburg und Bremen konnte man für fünfzig Pfennig ein sauberes Bett haben.

Jan Fock zückte den zweiten der Hundertdollarscheine und schob die Note dem Kellner über den Tisch hinweg zu. Der nahm den Schein in die Hand, knitterte ihn zwischen den Fingern, hielt ihn gegen das Licht und verzog sein glattes Gesicht zu einem Grinsen, das Jan nichtswürdig und hämisch fand.

„Darf ich fragen, mein Herr", erkundigte er sich mit scheinheiliger Freundlichkeit, „ob Sie diesen Schein von Mister Tracy erhalten haben?"

Jan war im allgemeinen ein unerschrockener und geistesgegenwärtiger Mann; bei dieser gefährlichen Frage aber versagten ihm die Nerven. Er verspürte ein Zittern in den Wangenmuskeln.

Er nickte und bejahte die Frage.

Der Kellner lachte lautlos in sich hinein. „Der Schein ist nämlich falsch, mein Herr!. Vor ungefähr zwei Stunden hat die Polizei Mister Tracy aus dem Bett heraus verhaftet. Er ist ein Geldfälscher, der schon lange gesucht wird und heißt überhaupt nicht Tracy, sondern Kalluweit. — Darf ich mir die Frage erlauben, mein Herr, ob Ihnen der Mann noch mehr von diesen Blüten aufgehängt hat?"

„Ich habe zweihundert Dollar bei ihm eingewechselt."

Das nichtswürdige Grinsen des Befrackten wurde noch nichtswürdiger. „Dann können Sie von Glück reden. Mister Loof aus Chikago — er wohnt auf Nummer 27 — ist von dem Halunken um fünfzehnhundert Dollar geprellt worden. Es wird das beste sein, mein Herr, Sie melden Ihren Schaden gleich der Kriminalpolizei an. Ein Beamter befindet sich glücklicherweise noch im Hause."

Jan fühlte ein unangenehmes Kältegefühl über seinen Rücken rieseln. Auf seiner Zunge lag ein trockener staubiger Geschmack.

„Ich habe keine Zeit, mir Scherereien machen zu lassen," antwortete er in einem Ton, der gröber ausfiel, als er beabsichtigt war. „In zwei Stunden will ich reisen, und ich habe nicht die geringste Lust, mich von der Polizei aufhalten zu lassen."

Das Grinsen auf dem Gesicht des Kellners gefror. „Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin verpflichtet, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir gegen die Anordnungen der Polizei nicht verstoßen dürfen. Auch Sie machen sich schuldig, wenn Sie die beiden falschen Scheine behalten. Erlauben Sie mir bitte — ich werde den Beamten rufen. Sie haben durchaus keine Scherereien zu befürchten."

Er verschwand. Jan saß auf seinem Stuhl, als sei er gelähmt. Er wollte aufspringen, davonlaufen, seine Koffer im Stich lassen und so schnell ihn seine Beine trügen, zum Bahnhof rennen, — aber alle Glieder waren ihm erstarrt. Er saß da, blickte in das leere Weinglas und auf die Brieftasche in seiner Hand, und wartete, bis der Beamte kam und ihn verhaftete.

Es war kaum eine Minute vergangen, als in der Tür des Saales wieder der Kellner auftauchte. Er machte ein sehr wichtiges Gesicht und sprach im Flüsterton mit zwei Herren, die sich in seiner Begleitung befanden. Den einen dieser beiden kannte Jan: es war der Geschäftsführer des Hotels;das Gesicht des andern war ihm unbekannt. Aber Jan wußte dennoch, wer sich ihm da näherte: so und nicht anders sah ein preußischer Kriminalbeamter aus, der ohne Rücksicht auf dringende Reisepläne Verhaftungen vornahm und vor dessen kühlen Augen jede Lüge eine lächerliche Unmöglichkeit war.

Der Beamte war nichtsdestoweniger sehr liebenswürdig.

Jan wurde höflich ersucht, sich in das Geschäftszimmer bemühen zu wollen. Es würde alles sehr schnell gehen. Jan nickte. Er bezweifelte nicht, daß bei diesem tatkräftig dreinblickenden Beamten eine Verhaftung das Werk einer Sekunde war.

Er folgte den beiden in das Geschäftszimmer und trug sich noch auf dem Wege dorthin mit überstürzten Fluchtplänen. Zur Ausführung kam er indessen nicht mehr. Ehe er es sich versah, befand er sich in dem verschwenderisch ausgestatteten Bureau des Geschäftsführers, nahm in einem Ledersessel Platz und rang nach Sammlung, um sich zu verantworten.

Jan wies sich zunächst mit Hilfe seines gefälschten Reisepasses als Mister John Reusselaar aus Boston aus. Der Beamte verzog keine Miene, als er das Papier prüfte. Dann beschrieb Jan genau, wie und unter welchen Umständen er von Anthony Tracy die beiden Hundertdollarscheine erhalten hatte. Zu seiner Verwunderung erfand er in seiner Not eine sehr glaubwürdige Geschichte, mit der er keinerlei Anstoß erregte. Sie war so glaubwürdig, daß der Beamte sie sorgfältig zu Papier brachte und sowohl von Jan als auch von dem Geschäftsführer unterzeichnen ließ. Jan erhielt sodann eine Bestätigung, die ihm bescheinigte, zwei falsche Hundertdollarnoten an den Kriminalkommissar Kramer ausgehändigt zu haben. Nach zahlreichen Verbeugungen und Händedrücken entließ man ihn, und er durfte seine Rechnung mit dem guten deutschen Gelde begleichen, das ihm in Reisebureau als Wechselgeld herausgegeben worden war.

Zwei Stunden später reiste er mit einem beängstigend geringen Betrag in der Tasche nach dem Süden ab, und ihm schien, es habe sich alles gegen ihn verschworen, um ihn doch zu zwingen, den Saphir nicht der Eigentümerin, sondern irgendeinem Winkelhändler zu überantworten.

(Fortsetzung folgt.)

Des Löwen Brankenschl[illegible].

Eine historische Skizze.

Von Franz Schulz, Schleusenau.

(Schluß.)

An zwei Stellen war im Morgengrauen der Feind in die Stadt gedrungen.

Über Garten- und Klostermauern, über Graben und Wall hinweg, kannte das kampferprobte schwedische Fußvolk kein Hindernis.

Ohne einen Schuß fiel die Burg Bromberg mit einem halben Hundert polnischer Dragoner dem Obersten v. Zoege in die Hände.

Aus seinen schönsten Träumen im weichen Federbette wurde der Herr Festungsbaumeister Fabricius recht unsanft aufgeweckt.

*

Alarm! —

Aus der Tür der Herberge trat Völkersahm, den Brustharnisch angelegt, ein paar Pistolen unter dem Arm.

„Der Tanz beginnt. Entrollt die Fahne, zeigt dem Löwen die Fänge unseres Adlers!"

„Trari, trara. Trara, trari!"

Weinselig torkelten in ihren farbenfreudigen Festgewändern die Hochzeitsgäste ans Fenster.

Während der Kornett mit der Rathauswache spornstreichs nach dem gefährdeten Tore eilte, fuchtelte der Kommandant mit gezogenem Degen seine verschlafenen Dragoner aus den Häusern heraus.

Immer näher dringt der Waffenlärm.

„Rangiert euch, Kinder! Rangiert euch!"

Da keuchen die Flüchtigen heran.

„Der Schwed ist hinter uns! Rette sich, wer kann!"

„Steht, ihr Hunde! Ein Kind des Todes, wer sich muckt!"

Degenklirren. Schritt für Schritt rückwärts weichend, schlug der barhäuptige Kornett wie ein Verzweifelter um sich.

„Vorwärts, drauf und dran!"

Nur die vordersten Leute folgten ihrem Hauptmann. In den letzten Gliedern fing es an. Erst einzeln, dann in hellen Haufen rissen sie aus und stürmten über die Brücke.

„Trari, trara. Trara, trari!"

Vergebens riefen die polnischen Trompeten. Keinen Hund lockten sie mehr hinter dem Ofen heraus.

Von der Burg her rückte unter Pfeifenklang und Trommelschlag geschlossenes schwedisches Fußvolk vor.

„Zurück, Kinder!" —

Um ihren hochgewachsenen Führer zusammengeballt, wich die kleine Schar langsam zurück.

Der aber hielt mit erhobener Pistole die allzu hitzig nachdrängenden Verfolger vom Leibe.

„Terum, tum, tum. Terum, tum, tum . . ." dröhnte im Rücken die schwedische Trommel.

Durch das Kujawische Tor schoben sich Haufen hellblauer Dragoner heran.

Trommelwirbel.
Prasselnd krachte die Salve über den Platz.
Dem zusammenbrechenden Fahnenträger entriß Völkersahm das Banner und schwang es drohend den Schweden entgegen. Hinter ihm fiel die schwere Eichentüre der Herberge ins Schloß.
Musketenläufe schoben sich aus den Fenstern und tödliches Blei zuckte in die geschlossenen Glieder des Angreifers.
Immer länger wurden die Feuerpausen der Eingeschlossenen.
Wie der Mechanismus eines Uhrwerkes rückte taktmäßig Schritt für Schritt die schwedische Infanterie heran.
Salve auf Salve krachte.

*

Da dröhnten Kolbenstöße an die Tür.
„Ergebt Euch! — Wollt Ihr Quartier?“
Am Fenster erscheint der massige Körper Völkersahms. Wirr hängt sein Haar, Schweißtropfen perlen auf der Stirn.
„Gemeinen Soldaten ergebe ich mich nicht. Ist ein Offizier unter euch?“
„Hier ein Edelmann und Offizier. Rittmeister O'Gilvie, von Seiner Majestät Schottischem Leibregiment!“

*

Auf dem Marktplatze biwakierte bei zusammengesetzten Gewehren schwedisches Fußvolk.
Achtzig Butlersche Dragoner lagerten waffenlos auf dem Pflaster. Finster vor sich hinblickend steht ihr alter Hauptmann.
Eine Kavalkade sprengt heran.
Federhüte schwenken sich zum Gruß.
„Das Schicksal hat gegen meinen alten Waffenbruder entschieden. Grüß dich Gott, Jakob v. Völkersahm!“

*

Reiche und willkommene Beute war den Schweden in die Hände gefallen.
Allein die Herde von tausend Stück Rindvieh hatte den Zug Bülows gelohnt.
Den Musketieren aber dünkten die dreißig Fässer spanischen Weins, die, von Danzig nach Warschau unterwegs, für den polnischen Hof bestimmt waren, ein ungleich besserer Fang.
Im Hochzeitshause setzten sich verstaubt und verdreckt, so wie sie aus dem Sattel gestiegen waren, die schwedischen Reiteroffiziere an die prunkvoll und üppig zugerichtete Tafel.
Während in den Sandwegen der endlosen Kiefernwaldungen nach Thorn zu die schwer bepackten Wagen ächzten, schwang sich vor dem Buninskischen Hause der baumlange Schotte Hamilton in den Sattel.
Vom Markte her scholl jauchzend der Finnländische Reitermarsch, und als sich der lange Obrist in zierlichen Lançaden an die Spitze seiner Kürassiere setzte, winkte er, auf die Standarte deutend, übermütig den Hochzeitsgästen zu:
„Das war ein Prankenschlag des Löwen, Herr Boleslaw. Schönen Dank für die gute Aufnahme!“ —

*

Das böse Jahr 1658 wollte nicht zu Ende gehen. Noch immer wütete in Dänemark und im preußischen Weichsellande Herr Mars, der Kriegsgott.
Mit den herbstlichen Blättern spielte der Wind, als in der Mark Brandenburg der schlanke Gutsherr von Gusow, dessen straffer Haltung man den alten Offizier ansah, ein Schreiben öffnete.
Über das gebräunte feingeschnittene Antlitz lief ein leises Lächeln. Sein kluges braunes Auge leuchtete.
„Ein schönes Reiterstücklein, gar trefflich, trefflich, was mir da mein Herr Schwiegersohn, der Marwitz, schreibt.
Wie lang liegt das zurück, Schweden und Hartwig **Bülow**. Tempi passati. Gustavus Adolphus, der Name unvergleichlicher Gloria, und sein gewaltiger Neffe Karl Gustav von der Pfalz, heute Schwedens Zehnter Karl. Mit ihm die Hatz in Polen und die drei heißen Tage von Warschau, vorbei. Vorbei auch die Waffenbrüderschaft zwischen dem Adler und dem Schwedischen Löwen.
Schade, daß es gerade den braven Völkersahm treffen mußte.
Sonderbar doch, wie uns Bellona so durcheinanderwirbelt.“

*

Sehr wohl entsann sich achtzehn Jahre später der zwar grau gewordene aber erstaunlich frische Gutsherr von Gusow jenes Reiterstückleins seines alten Waffengefährten Bülow. Den aber deckte schon längst der grüne Rasen.
Wieder hatte Frau Bellona Freund und Feind durcheinandergewirbelt. Der Kurbrandenburgische Adler war mit scharfen Schnabelhieben über den müden Löwen aus Schwedenland hergefallen.
Im Morgengrauen des 14. Juni 1675 hatte an der Spitze seiner Dragoner unser grauhaariger Jüngling von Gusow die Schweden unvermutet zu **Rathenow** an der Havel überfallen und einen glänzenden Sieg erfochten.
Gar weiten Anmarsch hatte der nimmermüde Reitersmann gehabt, trabte er doch geradenwegs vom Rheine her, aus dem Kampfe gegen die Franzosen, und war er doch niemand anderes als der berühmte General des Großen Kurfürsten, Herr **Georg von Derfflinger**.

Meine Tochter läßt bitten . . .

Skizze von **Maximilian Quenel.**

In Mainz war ich an Bord des Rhein-Expreß gegangen hatte meinen Fünfzehnkilokoffer unter der Segeltuchplane verstauen lassen und stand nun an der Reeling. Über die Laufbrücke zog die Karawane der Gepäckträger. Langsam, mit der Erfahrung von Vielgereisten, kamen die Fahrgäste heran. Schiffsglocke, erste Kolbenstöße, Kielwasser, flatterndes Weiß: Wir machten Fahrt.

Als das Schiff gut im Kurse lag, suchte ich mir einen Platz auf dem Sonnendeck. Mein Tischgenosse war ein Fünfziger, der mit Frau und Tochter auf dem Wege nach Köln sein mochte. Zwischen Bacharach und Caub begann das Mädchen zu lesen. Ich sah diesem Geschäft zu, bis sich meiner Wahrnehmung ein grauer Mantel, roter Stoff des Kleides und ein kleiner, grüner Hut eingeprägt hatten. Irgendwann sahen wir uns an. Unser Blick wurde abwehrend, ängstigend, verstrickte sich in berechtigten und unwahrscheinlichen Vermutungen. Endlich zuckten ihre Lippen und winzige Buchten tauchten an den Mundwinkeln auf: Vorboten eines Lächelns. Ich begutachtete die Schirme auf dem Tisch und sprach ihr den braunen mit dem Giraffenkopf zu. Vor Koblenz stand der Herr mit seinen Damen auf und ging in den Speisesaal. Sie hatte die Luft bewegt, ein Wölkchen aus fremden Blüten trieb langsam davon. Ich erwartete ihre Rückkehr, schwebte, fiel, stieg und schwebte wieder, sobald ich mich ihrem Blick aussetzte. Der Inspektor sprach mit ihr im Vorübergehen. Ich dachte Balladen um sie. Ich war verwunschen.

In Köln erkannte sie mich auf der Landungsbrücke durch eine Gasse aus Schultern, Köpfen und Hüten. Einer stand im Blick des anderen, weder sie noch ich ließen uns frei. Plötzlich wurde sie von Nachdrängenden verdeckt. Ich suchte sie durch eine andere Gasse. Sie tauchte wieder auf, nun schon ferner, nickte, weil uns ein neuer Blick gelungen war. Sie trennte die Lippen wie jemand, der sprechen möchte. Ich wollte mir die Worte bei ihr holen, geriet in den Strudel der Wartenden und Ankünftigen. Ich suchte die Frankenwerft ab, verirrte mich in Nebenstraßen, und stand wieder [illegible] der Landungsbrücke, mit dem Erlebnis dieser Frau geladen zum Zerspringen. Ich ging an Bord zurück und fragte den Inspektor aus. Sie fuhr mit ihren Eltern zu Verwandten nach England. Sonst nichts. Im Hauptbahnhof kämpfte ich mich auf den Bahnsteig, lief an dem Fern-D nach Ostende entlang, sah in einem Fenster Grün, wollte aufspringen, glitt aus. Der Zug rollte.

Unten im Reisebureau kramte ich in den Fahrplänen herum. Das nächste Flugzeug ging in elf Stunden. Trotzdem fuhr ich auf den Platz hinaus. Ein Schuppen zeigte Licht. Zwei Techniker arbeiteten im Gestänge einer Privatmaschine. Der Pilot wollte einen Nachtflug machen. „Wenn Ihnen daran liegt, bring ich Sie 'rüber.“ — „Ich müßte Siebenuhrfünfundvierzig auf der Victoria-Station sein.“ — „Schaffen wir.“ — Über den Kanal kamen wir in Böen und mußten steigen. Es kostete uns eine halbe Stunde. Gegen Fünf landeten wir. Ich stapfte durch den Sand auf die Landstraße. Bis zum nächsten Kraftwagen-Halteplatz hatte ich siebzehn Minuten verpulvert.

Der Wagenführer, ein verwegener Bursche, versicherte, jeden Verlust hereinzubringen. Ehe die Stadt auftauchte, setzte der Motor aus und war nicht wieder anzuwerfen. Ein Lastauto schleppte uns ab, bis ich mit einem Blaulackierten an den Fern-D aus Ostende raste. Seine Maschine stand seit zehn Minuten in der Halle, die Wagen entleerten sich. Ich kletterte in den Zug, durchsuchte alle Abteile, fragte den Schlafwagenschaffner: „Haben Sie . . .?“ Er glaubte den grünen Hut gesehen zu haben. „Aber gewiß doch!“, und damit griff ich nach dem Schirm mit dem Giraffenkopf. „Fundgegenstand“, sagte der Beamte. Nachher verhandelte ich auf dem Dienstzimmer der Gesellschaft. Man wollte mich bei eingehender Nachfrage anrufen. Ich wagte keinen Schritt vor das Hotel. Stündlich fragte ich an: „Schirm angefordert?“ — „Nein.“ Anderntags wie zuvor.

Am Nachmittag meldete sich die Victoria-Station: „Schirm abgeholt. Besitzerin Edith Parker, zur Zeit Birmingham.“ Ich lief auf die Straße, winkte einem Motorrad und sprang ohne Hut in den Beiwagen. Unterwegs wies der Fahrer auf das Zifferblatt vor ihm. Am Bahnhof erhaschten wir nur noch das Schlußsignal. Also fuhr ich um 19.22. Reisende, die den Platz kannten, waren erstaunt, daß man uns im Weichengewirr vor dem Bahnhof auf ein fremdes Gleis leitete.

Im Post-Office suchte ich nach der Rufnummer Parker. Unter P hieß es immerfort: Parker, Parker, Zeile um Zeile. Der Nachtportier meines Hotels hatte gute Stadtkenntnisse, blieb aber mit Edward und William Parker unentschieden. Sein Kollege vom anderen Vormittag schlug ihn mühelos mit William: Landhaus vor der Stadt, drei Werke, Londoner Kontor; der müsse es sein.

Ich fuhr ohne Besinnen hinaus. Im Haus mochte etwas vorgefallen sein. Das Mädchen begriff nicht, wen ich zu sprechen wünschte. Bis ich bestimmt verlangte: „Bitte, melden Sie mich dem gnädigen Fräulein aus Deutschland.“ Nach einer Weile trat der Vater an die Tür. Er überhörte meine Entschuldigung und sagte gedämpft: „Bitte, folgen Sie mir!“ Er führte mich durch zwei Räume in einen dritten. Ein offener Sarg stand zwischen Gewächsen und Blumen. Ich mußte mich auf den alten Herrn stützen.

Er faßte mich bei der Schulter: „Der Ausfahrende nach London hat uns gestern in der Flanke gepackt. Meine Frau liegt noch in der Klinik.“ Er ließ mich zwischen die Topfpflanzen treten. Ich hatte nur meine leeren Hände und würgte heiser.

Im Hotel bekam ich Fieber, wollte nach Hause, obwohl der Arzt mich für transportunfähig erklärte. Pünktlich auf die Minute fuhren wir mit dem Frühzug aus der Halle nach London.

Heimatkräfte.

Skizze von Hildegard Diel.

Die frühverwitwete Frau Dorothee Benti öffnete die beiden Briefe ihrer Morgenpost. „Darf ich heute nachmittag im Zauber Ihrer Gegenwart den Frühling von Gandria genießen?“ schmeichelten die zierlich geschnörkelten Buchstaben des Marchese Panatta. — Schlicht und knapp fragte der durchreisende Maler Klaus Brodersen, ob er die Jugendfreundin am Vormittag besuchen dürfte. Den zweiten Brief behielt Frau Dorothee sinnend in den Händen. Hinter den straffen Schriftzügen leuchtete ein blondschopfiger Junge auf — ein weißes, norddeutsches Gutshaus — Wiesen und Kornfelderweiten unter unendlichem Himmel. Berauschender Duft weckte sie aus ihrem flüchtigen Heimatstraum. Lautlos hatte der Diener einen üppigen Rosenstrauß in einer kostbaren Venezianer Vase auf den Schreibtisch gestellt. Da entfiel der Brief ihrer Hand. Entzückt senkte sie das erglühende Gesicht in den roten Duft . . .

Klaus Brodersen trat in ihren Empfangssalon. Seine hellen Augen umfaßten mit kurzem Staunen den kostbar ausgestatteten Raum, in dessen offenen Terrassentüren der oberitalienische Seenfrühling jauchzte, und blieben warm auf ihr ruhen. „Ich bringe Frau Dorothee Benti den Gruß ihrer Heimat.“ Sie schaute überrascht zu dem stattlichen Manne auf, suchte in dem feingeschnittenen Gesicht den Kindheitsfreund wiederzufinden und sagte mit leiser Wehmut: „Einen letzten, Klaus, ehe ich mich ganz von ihr löse.“ Die hellen Augen des Künstlers wurden dunkel. „Es ist also wahr, daß du die Scholle der Vorfahren, die Heimaterde, verkaufen willst? Heute, wo die Heimat jede Kraft, jedes Kapital, alle Liebe ihrer Kinder so nötig braucht, Frau Dorothee?“ Der aus seiner Frage klingende Vorwurf, der ihr den Zweck seines Besuches offenbarte, und die feine Ironie, mit der er die Endsilbe ihres Namens betonte, berührten sie unbehaglich. Sie versuchte darüber zu lächeln. „Warum so förmlich, Klaus? Warum sagst du nicht Dörte wie früher?“ „Weil aus meiner Dörte einer Frau Dorothee geworden ist.“ Heimlicher Schmerz zuckte unter seiner verhüllten Anklage. Ein Schauer durchrieselte sie. Jähes Verstehen. Sekundenlang trafen sich ihre Blicke in einem heißen Erinnerungsgruß — dann neigte sie erschrocken den schönen Kopf hinter die Rosenfülle des Marchese, die ein japanisches Tischchen neben ihr beschattete. „Erzähle mir von dir, Klaus. Du hast deine Frau verloren. Hast du Kinder?“ „Eins. Meine Frau hat ihr Mutterglück nur acht Tage genießen dürfen. Ich habe dir einen Heidegruß mitgebracht. Meine Annelies — sie ist jetzt fünf Jahre — hat ihn im letzten Herbst gepflückt. Ich habe gesorgt, daß er Farbe gehalten hat.“ Ihre Hand zuckte leicht, als er das Sträußchen hineinlegte. Die zierlichen Glöckchen läuteten in ihre Seele, weckten eingeschlafene Erinnerungen. Sie drängte sie zurück. „Erzähl' mir von deiner Kunst. Ich hab' kürzlich davon gelesen. Du bist viel gereist?“ Er nickte versonnen. „Im Lesezimmer meines Hotels sind ein paar Landschaften ausgestellt. Zwei Jahre hab ich mir mal die Welt beschaut. Dann rief mich die Heimat zurück. Zeigte mir ihren Wert und die Pflicht, ihr zu dienen. Damals habe ich erkannt, daß sie Kräfte hat, die stärker sein können, als alles, was uns an die Fremde fesselt.“ „Auch stärker als Liebe —?“ Er verstand sie nicht gleich. Da sah sie ihn fest an. „Ich muß das Gut verkaufen. Ein neues Leben tut sich mir auf. Ich werde zum zweitenmal in der Fremde, deren Schönheit ich liebe, festwurzeln.“ Eine dunkle Stille sank zwischen sie. Tonlos schlug die Stimme des Künstlers daraus: „Zum zweitenmal —.“ Und dann stand er plötzlich vor ihr, starr, mit verlöschten Augen. Und indes sie noch nach einer Brücke freundlichen Auseinandergehens suchte, hatte er sich schon verabschiedet und das Zimmer verlassen. Da legte sie mechanisch das Heidesträußchen in den Schatten der Rosenfülle und ging gleichfalls . . .

Eine Stunde später stand sie vor seinen Bildern. — Und sah nur eins: Die alte Linde, die ihre Kindheit durchduftet hatte — die bachdurchsickerte Wiese, das Lager ihrer ersten gemeinsamen Lebensträume. Noch einmal warb Klaus Brodersen für die Heimat. — Er war nicht im Hotel. Sie konnte ihn erst von ihrer Villa aus anklingeln: „Ich möchte die Linde kaufen. Kannst du morgen noch einmal kommen und den Platz für sie bestimmen?“ „Bedaure. Das Heimatbild ist unverkäuflich. Würde auch in die mit exotischen Schönheiten gesättigten Räume nicht passen.“ Es klang frostig und weh zugleich. „Könnten wir nicht noch darüber sprechen?“ „Nein. Ich muß morgen reisen. Mein Kind ist erkrankt. Es hat keine Mutter, da gehöre ich zu ihm.“ Pflichtgefühl, dachte sie — ja das war so eine Heimatkraft . . .

Der Frühlingszauber von Gandria fand heute keinen Einlaß in Frau Dorothees Seele. Klaus Brodersen sperrte den Zugang. Gedanken kämpften in ihr. Vergleiche schnellten auf. Blicklos schritt sie neben dem plaudernden Manne, um dessentwillen sie die Heimat verkaufen wollte, durch die lachenden Rebenterrassen. Die sprühenden Schilderungen seiner letzten Indienfahrt fesselten sie nicht wie sonst. Es fiel ihr auf, daß er sich dabei so oft als Held von Abenteuern künstlich beleuchtete. Klaus Brodersen, ihr unsichtbarer Begleiter, hätte das nicht getan. Sie kamen auf einen freien Platz. Zwischen weißen Villenmauern leuchtete der See. Ein dürftiges Kind drängte heran, ein paar halbverdorrte Blumensträußchen in den Fingern. Bettelnd streckte es ein braunes Händchen aus. Der Marchese stieß es zurück, so heftig, daß es zu Boden fiel. Frau Dorothee hob es auf, streichelte sein erschrockenes Gesicht, gab ihm ein Geldstück. „Kinder und Hunde fallen mir auf die Nerven“, begründete der Marchese, leicht verlegen, seine Rücksichtslosigkeit. Frau Dorothee fror plötzlich. —

Im Abendleuchten fuhr sie über den See zurück. Allein. Und in der weiten Wasserstille, die sie umträumte, dämmerte leise in ihr die Erkenntnis, daß ihre Leidenschaft für den Marchese im tiefsten Grunde Sehnsucht nach Mutterglück gewesen war . . .

Am nächsten Morgen sprang eine elegante Frauengestalt, aus deren lichtgrauem Reisekostüm ein Heidesträußchen lugte, kurz vor Zugabgang auf die Plattform des Wagens, auf der Klaus Brodersen lehnte, und reichte ihm mit leuchtenden Augen beide Hände. „Willst du eine Pflegerin für dein Kind mitnehmen, Klaus —?“ Da stammelte er glücküberwältigt nur zwei Worte: „Meine Dörte!“



*** Rückgang des japanischen Geburtenüberschusses.** Der seit Jahren ständig wachsende japanische Geburtenüberschuß rief manche Befürchtungen im eigenen Land und noch mehr im Ausland hervor, weil die Gefahr nahe lag, daß Japan seine immer dichter werdende Bevölkerung nicht selbst ernähren kann und sich deshalb nach Ansiedlungsmöglichkeiten in fremden Gebieten umsehen muß. Im Jahre 1926 betrug dieser beängstigende Geburtenüberschuß des 380 000 Geviertkilometer umfassenden Stammlandes 944 000, während Deutschland mit seinen 470 000 Geviertkilometern nur eine Bevölkerungszunahme von 546 000 Seelen aufwies. Im Jahre 1927 ist indessen der japanische Geburtenüberschuß auf 850 000 gesunken. Dieser Rückgang ist nach Ansicht des Statistischen Amtes auf die Tatsache zurückzuführen, daß Japan den Höhepunkt seiner Aufnahmefähigkeit überschritten, das heißt den Augenblick erreicht hat, da der Überfülle der Bevölkerung nicht mehr genügende Existenzmöglichkeiten zur Verfügung stehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.